

»Guten Abend, Lady Danbury«, sagte Penelope zu der älteren Countess. »Wir haben Ihnen einen Platz reserviert, gleich in der ersten Reihe.«

Lady Danbury kniff die Augen zusammen und stieß Penelope mit ihrem Stock leicht in die Knöchel. »Sie denken also immer an die anderen, was?«

»Natürlich«, erwiderte Penelope. »Mir würde nicht im Traum einfallen ...«

»Ha!«, erklärte Lady Danbury.

Hyacinth überlegte, dass dies das Lieblingswort Ihrer Ladyschaft war. Das und *pah!*

»Rutschen Sie zur Seite, Hyacinth«, befahl Lady Danbury. »Ich möchte zwischen Ihnen sitzen.«

Gehorsam setzte sich Hyacinth einen Sitz weiter nach links. »Wir haben gerade nach Gründen gesucht, warum wir heute Abend hier sind«, erklärte sie, während Lady Danbury sich auf ihrem Stuhl niederließ. »Und ich muss sagen, mir ist nichts eingefallen.«

»Für Sie kann ich natürlich nicht sprechen«, beschied Lady Danbury Hyacinth, »aber sie ...«, sie nickte zu Penelope hinüber, »... ist aus demselben Grund hier wie ich.«

»Wegen der Musik?«, erkundigte sich Hyacinth, vielleicht eine Spur zu höflich.

Lady Danbury wandte sich an Hyacinth, und ihr faltiges Gesicht verzog sich beinahe zu einem Lächeln. »Ich habe Sie schon immer gern gemocht, Hyacinth Bridgerton«, erklärte sie.

»Ich Sie auch, Lady Danbury«, erwiderte Hyacinth.

»Vermutlich liegt es daran, dass Sie mich ab und zu besuchen kommen und mir vorlesen.«

»Jede Woche«, erinnerte Hyacinth sie.

»Ab und zu, jede Woche ... pah!« Lady Danbury tat es mit einer lässigen Handbewegung ab. »Das ist doch alles einerlei, solange man sich nicht täglich bemüht.«

Hyacinth sagte vorsichtshalber gar nichts. Lady Danbury würde schon einen Weg finden, ihr die Worte so im Mund herumzudrehen, dass es am Ende wie ein Versprechen klang, die Countess tagtäglich zu besuchen.

»Und außerdem«, fügte Lady Danbury naserümpfend hinzu, »war es sehr unfreundlich von Ihnen, letzte Woche genau dann aufzuhören, als Priscilla vom Felsen hing.«

»Was lest ihr denn im Augenblick?«, erkundigte sich Penelope daraufhin.

»*Miss Butterworth und der verrückte Baron*«, erwiderte Hyacinth. »Und sie hat gar nicht vom Felsen gehangen. Noch nicht.«

»Haben Sie etwa weitergelesen?«, fragte Lady Danbury empört.

»Nein«, sagte Hyacinth und rollte mit den Augen. »Aber es ist doch ziemlich offensichtlich. Bis jetzt hing Miss Butterworth schon an einem Gebäude und an einem Baum.«

»Und sie lebt immer noch?«, fragte Penelope.

»Sie hatte sich nicht aufgehängt, sondern hing nur so herunter«, erläuterte Hyacinth. »Leider.«

»Dennoch«, unterbrach Lady Danbury sie, »war es höchst unfreundlich, mich ebenfalls hängen zu lassen.«

»Ich habe da aufgehört, wo auch die Autorin ihr Kapitel beendete«, meinte Hyacinth ohne Reue, »und außerdem, ist Geduld nicht eine Tugend?«

»Keineswegs«, erklärte Lady Danbury kategorisch. »Wenn Sie das glauben, sind Sie nicht die Frau, für die ich Sie gehalten habe!«

Niemand verstand, warum Hyacinth Lady Danbury jeden Dienstag aufsuchte, um ihr vorzulesen, aber die junge Frau genoss die Nachmittage bei der Countess. Lady Danbury war misstrauisch und schonungslos ehrlich, trotzdem liebte Hyacinth sie von Herzen.

»Ihr zwei seid die reinste Landplage«, versetzte Penelope.

»Mein Ziel im Leben ist es«, verkündete Lady Danbury, »so viele Leute wie möglich zu quälen und zu peinigen, deswegen betrachte ich dies als Kompliment, Mrs. Bridgerton.«

»Warum nur«, staunte Penelope, »sagen Sie immer dann Mrs. Bridgerton zu mir, wenn Sie sich als große Philosophin gebärden?«

»So klingt es besser«, erklärte Lady Danbury und unterstrich ihre Bemerkung, indem sie mit dem Stock aufstampfte.

Hyacinth grinste. Wenn sie alt war, wollte sie genauso sein wie Lady Danbury. Um die Wahrheit zu sagen, zog sie die alte Countess vielen Leuten ihres eigenen Alters bei Weitem vor. Nach nunmehr drei Saisons auf dem Heiratsmarkt fand Hyacinth es ein wenig ermüdend, Tag für Tag nur denselben Menschen zu begegnen. Was früher einmal aufregend gewesen war – die Bälle, die Gesellschaften, die Verehrer –, nun ja, sie genoss sie immer noch, das musste sie zugeben. Hyacinth gehörte ganz gewiss nicht zu jenen jungen Damen, die sich dauernd über all den Luxus und die Privilegien beklagten, die zu erdulden sie gezwungen waren.

Trotzdem, es war nicht mehr dasselbe. Mittlerweile hielt sie nicht mehr den Atem an, wenn sie einen Ballsaal betrat. Und ein Tanz besaß nicht länger die Macht, sie mit seiner Magie zu verzaubern: Inzwischen war ein Tanz nur noch ein Tanz.

Die Magie war verschwunden.

Wenn sie bei ihrer Mutter diesbezüglich eine Bemerkung fallen ließ, bekam sie leider immer nur zur Antwort, sie solle sich doch einen Ehemann suchen. Das, so erläuterte ihre Mutter in einiger Ausführlichkeit, würde alles ändern.

In der Tat.

Hyacinth' Mutter hatte es längst aufgegeben, sich um Diskretion und Feinfühligkeit zu bemühen, wenn es um den unverheirateten Status ihrer vierten und jüngsten Tochter ging. Mittlerweile war die Sache zu ihrem persönlichen Kreuzzug geworden, dachte Hyacinth grimmig.

Die Heilige Jungfrau von Orléans war nichts im Vergleich dazu. Ihre Mutter war die Heilige Mutter von Mayfair, und weder Plage und Pestilenz noch perfide Liebhaber würden sie von ihrem Ziel abbringen können, ihre acht Kinder glücklich unter die Haube zu bringen. Es waren lediglich zwei übrig, Gregory und Hyacinth. Allerdings war Gregory erst vierundzwanzig, und für einen Gentleman dieses Alters war es völlig akzeptabel, noch ledig zu sein, was Hyacinth als sehr ungerecht empfand.

Denn mit ihren zweiundzwanzig Jahren lag der Fall bei ihr anders. Ihre Mutter war allein deswegen noch nicht zusammengebrochen, weil auch ihre dritte Tochter Eloise

bis zum ehrwürdigen Alter von achtundzwanzig gewartet hatte, ehe sie den Bund fürs Leben schloss. Im Vergleich dazu stand Hyacinth praktisch noch im Laufstall.

Zurzeit konnte man Hyacinth nicht als spätes Mädchen bezeichnen, aber selbst sie musste zugeben, dass sie sich in diese Richtung entwickelte. Seit ihrem Debüt vor drei Jahren hatte sie durchaus ein paar Heiratsanträge erhalten, allerdings nicht so viele, wie man bei ihrem Äußeren – sie war zwar nicht die hübscheste Frau Londons, aber doch hübscher als die meisten – und ihrem Vermögen – ihre Mitgift war nicht die größte von ganz London, aber doch groß genug, um einen Mitgiftjäger in Versuchung zu führen – hätte erwarten können.

Und ihre gesellschaftliche Stellung war natürlich makellos. Ihr Bruder war Viscount Bridgerton, genau wie ihr Vater vor ihm, und selbst wenn es sich dabei nicht um den erhabensten Titel des Landes handelte, war die Familie doch immens beliebt und einflussreich. Und als wäre das nicht genug, war ihre Schwester Daphne auch noch die Duchess of Hastings und ihre Schwester Francesca die Countess of Kilmartin.

Ein Mann, der danach trachtete, sich mit den mächtigsten Familien Englands zu verbinden, wäre mit Hyacinth Bridgerton nicht schlecht beraten.

Wenn man jedoch darüber nachdachte, *wann* sie diese Heiratsanträge erhalten hatte – was Hyacinth getan hatte, auch wenn sie es nicht zugab –, kam man zu einem ziemlich niederschmetternden Ergebnis.

In der ersten Saison waren es drei Heiratsanträge gewesen.

In der zweiten zwei.

Letztes Jahr nur einer.

Und dieses Jahr noch kein einziger.

Was den Schluss nahelegte, dass ihre Beliebtheit im Abnehmen begriffen war. Es sei denn, jemand war so dumm, diesen Schluss tatsächlich zu ziehen. In diesem Fall wäre Hyacinth gezwungen, energisch das Gegenteil zu behaupten, trotz aller anders lautenden Beweise und Fakten.

Und vermutlich hätte sie den daraus resultierenden Disput gewonnen. Es gab selten jemanden, der in der Lage war, Hyacinth Bridgerton zu überlisten, zu übertölpeln oder zu übertönen.

Was, wie sie in einem seltenen Moment der Selbsterkenntnis eingeräumt hatte, durchaus ein Grund sein könnte, warum die Zahl der Heiratsanträge so stetig abnahm.

Aber egal, dachte sie, während sie den Smythe-Smith-Mädchen zusah, die vorn im Saal auf dem Podium wild durcheinanderliefen. Es war ja nicht so, als hätte sie einen der Heiratsanträge annehmen *sollen*. Drei waren von Mitgiftjägern gekommen, zwei von veritablen Tölpeln und der letzte von einem tödlichen Langweiler.

Lieber unverheiratet als an jemanden gebunden, der einen zu Tränen langweilte. Selbst ihre Mutter, die unverbesserliche Ehestifterin, konnte dagegen nicht viel einwenden.

Und was die derzeitige antragslose Saison anging – nun, wenn die Gentlemen Britanniens eine intelligente und zielstrebige junge Frau nicht zu schätzen wussten, dann war das deren Problem und nicht ihres.

Lady Danbury stieß ihren Stock auf den Boden, wobei sie Hyacinth' rechten Fuß nur knapp verfehlte. »He«, sagte sie, »hat einer von Ihnen meinen Enkel gesehen?«

»Welchen Enkel?«, erkundigte sich Hyacinth.

»Welchen Enkel?«, wiederholte Lady Danbury ungeduldig. »Na welchen wohl? Den einzigen, den ich leiden kann, natürlich.«

Hyacinth machte kein Hehl aus ihrem Erstaunen. »Mr. St. Clair kommt heute Abend?«

»Ich weiß, ich weiß«, bestätigte Lady Danbury mit einem wenig damenhaften Kichern. »Ich kann es selbst kaum glauben. Ich warte immer noch darauf, dass ein himmlischer Lichtstrahl durch die Decke bricht.«

Penelope krauste die Nase. »Ich glaube, das könnte Gotteslästerung sein, aber ich bin mir nicht sicher.«

»Ist es nicht«, entgegnete Hyacinth, ohne ihr einen Blick zu gönnen. »Und warum kommt er?«

Lady Danbury lächelte träge. Wie eine Schlange. »Warum interessiert Sie das so?«

»Klatschgeschichten interessieren mich *immer*«, erwiderte Hyacinth freimütig. »Egal worum es geht. Das sollten Sie inzwischen wissen.«

»Also schön«, versetzte Lady Danbury ein wenig brummig, weil ihr Pfeil sein Ziel verfehlt hatte. »Er kommt, weil ich ihn erpresst habe.«

Hyacinth und Penelope zogen beide überrascht die Augenbrauen hoch.

»Na gut«, gestand Lady Danbury zu, »vielleicht nicht direkt *erpresst*, außer mit einer großen Dosis schlechtem Gewissen.«

»Klar«, erwiderte Penelope, während Hyacinth sagte: »Das erklärt die Sache natürlich.«

Lady Danbury seufzte. »Möglicherweise habe ich gesagt, dass ich mich nicht ganz wohlfühle.«

Hyacinth sah sie zweifelnd an. »Möglicherweise?«

»Also gut, ich habe es gesagt«, räumte Lady Danbury ein.

»Offensichtlich waren Sie sehr überzeugend, wenn Sie ihn dazu gebracht haben, heute Abend zu kommen«, erklärte Hyacinth bewundernd. Man musste Hochachtung haben vor Lady Danbury und ihrem Sinn fürs Dramatische, vor allem nachdem sie die Leute in ihrer Umgebung damit so prächtig manipulieren konnte. Dies war eine Gabe, die Hyacinth ebenfalls gern kultivierte.

»Ich glaube nicht, dass ich ihn je auf einer musikalischen Soiree zu Gesicht bekommen habe«, bemerkte Penelope.

»Ha«, brummte Lady Danbury. »Vermutlich laufen da für seinen Geschmack zu wenig lose Frauenzimmer herum.«

Von jemand anderem wäre dies eine schockierende Aussage gewesen. Doch sie kam aus dem Mund von Lady Danbury, und Hyacinth – wie eigentlich auch der Rest des *ton* – hatte sich längst an ihre eigenwilligen Formulierungen gewöhnt.

Außerdem musste man auch in Betracht ziehen, welchem Mann diese Bemerkung galt.

Lady Danburys Enkel war niemand anders als der berüchtigte Gareth St. Clair. Obwohl er vermutlich nicht die alleinige Schuld an seinem verruchten Ruf trägt, dachte Hyacinth. Es gab jede Menge Männer, die sich ganz genauso schamlos benahmen, und

auch nicht wenige, die ebenfalls attraktiv waren wie die Sünde, aber nur Gareth St. Clair wusste beide Eigenschaften derartig erfolgreich miteinander zu kombinieren.

Und deswegen war sein Ruf einfach schauderhaft.

Zwar befand er sich durchaus im heiratsfähigen Alter, doch hatte er noch nie, wirklich nie im Leben einer jungen Dame bei ihr zu Hause seine Aufwartung gemacht. Dessen war Hyacinth sich vollkommen sicher – hätte es auch nur den geringsten Hinweis darauf gegeben, dass er jemandem den Hof machte, wäre die Gerüchteküche förmlich übergekocht. Außerdem hätte sie es von Lady Danbury erfahren, da diese Dame dem Klatsch fast noch mehr verfallen war als Hyacinth selbst.

Natürlich war da noch die Sache mit seinem Vater, Lord St. Clair. Vater und Sohn waren zerstritten, das war allseits bekannt, auch wenn niemand den Grund wusste. Hyacinth fand, es spreche für Gareth, dass er seine Familienstreitigkeiten nicht in aller Öffentlichkeit austrug. Bestärkt wurde sie in dieser Auffassung durch eine Begegnung mit Lord St. Clair, der sich als rechter Rüpel erwies. Daraus schloss sie, dass seinen Sohn keine Schuld an dem Zerwürfnis traf, was auch geschehen sein mochte.

Doch die ganze Angelegenheit verlieh dem ohnehin schon anziehenden Mann eine geheimnisvolle Aura, welche für die Damen des *ton* in Hyacinth' Augen eine ziemliche Herausforderung darstellte. Niemand schien so recht zu wissen, wie man ihn einschätzen sollte. Einerseits hielten die Mütter ihre Töchter fern von ihm, denn mit Gareth St. Clair in Verbindung gebracht zu werden tat dem Ruf eines jungen Mädchens alles andere als gut. Andererseits war er durch den tragisch frühen Tod seines älteren Bruders vor einem Jahr der Erbe der Baronie geworden. Wodurch er noch romantischer – und begehrenswerter – wurde. Letzten Monat hatte Hyacinth beobachtet, wie ein junges Mädchen in Ohnmacht gefallen war – oder auch nur so getan hatte –, als er den Ball der Bevelstokes mit seiner Anwesenheit beehrt hatte.

Es war ein erschreckender Anblick gewesen.

Hyacinth hatte sich wahrhaftig bemüht, dem albernem jungen Ding begreiflich zu machen, dass er nur deswegen gekommen war, weil seine Großmutter ihn dazu gezwungen hatte und sein Vater nicht in der Stadt weilte. Schließlich war allgemein bekannt, dass er sich sonst nur mit Opernsängerinnen und Schauspielerinnen abgab und gewiss nicht mit den Damen, denen er auf dem Ball der Bevelstokes begegnen mochte. Die junge Frau ließ sich in ihrem Gefühlsausbruch allerdings nicht beirren und sank schließlich in verdächtig eleganter Manier auf dem nächstbesten Sofa nieder.

Hyacinth hatte sofort ein Riechfläschchen aufgetrieben und es ihr unter die Nase gehalten. Wirklich, man konnte den Leuten nicht alles durchgehen lassen!

Doch während sie dastand und das alberne Mädchen mit den übel riechenden Dämpfen wiederbelebte, fing sie von ihm einen vage belustigten Blick auf, und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass er sie amüsan fand.

Ungefähr so, wie sie kleine Kinder und große Hunde für putzig hielt.

Es versteht sich von selbst, dass sie diese Aufmerksamkeit, so flüchtig sie auch gewesen war, nicht als Kompliment aufgefasst hatte.

»Ha!«